

Die Welt als Zeichen und Hypothese

*Perspektiven
des semiotischen Pragmatismus
von Charles Sanders Peirce*

Herausgegeben
von Uwe Wirth

Der Band *Die Welt als Zeichen und Hypothese* vereinigt Beiträge internationaler und deutscher Autoren zur Zeichentheorie von Charles Sanders Peirce, dem wohl originellsten Philosophen, den Amerika hervorbrachte. Peirce ist nicht nur Vater des amerikanischen Pragmatismus, sondern, neben Saussure, der Großvater der modernen Semiotik. Seit dem »Semiotik-Boom« der siebziger und achtziger Jahre wird auf dem »interdisziplinären Forschungsfeld« der Semiotik darum gestritten, auf welchen der beiden Begründer – Saussure oder Peirce – man sich berufen soll.

Im Gegensatz zur Saussureschen Semiologie, die davon ausgeht, daß das linguistische Paradigma auf alle anderen Disziplinen übertragbar sei, liegt der Peirceschen Semiotik ein erkenntnistheoretisch motivierter Zeichenbegriff zugrunde, der sprachliche *und* nichtsprachliche Zeichen gleichberechtigt behandelt. Nicht nur Denken und Sprechen, auch Handeln und Wahrnehmen haben Zeichencharakter – und insofern kann *alles* zum Zeichen werden. Interessanterweise verwandelt sich diese heute von vielen immer noch als postmoderne Provokation empfundene Behauptung im Kontext der Peirceschen Semiotik in eine ganz unpräventöse erkenntnistheoretische Problemstellung, nämlich wie wir durch das geschickte Aufstellen von Hypothesen in die Lage versetzt werden, die Bedeutung von Zeichen zu erschließen.

Die einzigartige Chance des Peirceschen Ansatzes besteht darin, daß er eine völlig neue Art von Übergängen zwischen Philosophie, Semiotik und Einzeldisziplinen ermöglicht. Tatsächlich läßt sich erkennen, daß das Interesse an im engeren Sinne semiotischen Fragestellungen kontinuierlich ab-, die Auseinandersetzung mit Peirce jedoch kontinuierlich zunimmt. Die Semiologie ist tot, es lebe der semiotische Pragmatismus! In den Bereichen Philosophie, Soziologie, Linguistik, Kognitionswissenschaft, Künstliche-Intelligenz-Forschung sowie Kunst- und Literaturtheorie zeichnet sich so etwas wie ein »Peircean Turn« ab.

Uwe Wirth ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Germanistik der Universität Frankfurt am Main. Er studierte Philosophie und Germanistik in Heidelberg, Frankfurt und Berkeley. Promotion über *Diskursive Dummheit. Abduktion und Komik als Grenzphänomene des Verstehens*. Forschungsschwerpunkte sind das Konzept der Abduktion und ihre Anwendungsmöglichkeiten im Bereich der Sprachphilosophie, der Literaturtheorie, der Interpretation von Literatur und Hypertext.

Suhrkamp

Inhalt

| | |
|-------------------|---|
| Vorwort | 7 |
|-------------------|---|

1. Philosophie des Zeichens und der Zeicheninterpretation

| | |
|--|-----|
| Klaus Oehler: Einführung in den semiotischen Pragmatismus | 13 |
| Gérard Deledalle: Semiotik als Philosophie | 31 |
| Nathan Houser: Das semiotische Bewußtsein nach Peirce | 44 |
| Helmut Pape: Die Ontologie des logischen Idealismus in der Peirceschen Semiotik | 68 |
| Thomas A. Sebeok: Indexikalität | 90 |
| Alexander Roesler: Vermittelte Unmittelbarkeit. Aspekte einer Semiotik der Wahrnehmung bei Charles S. Peirce | 112 |

2. Zeichen und Hypothese im sprachlichen Kontext

| | |
|--|-----|
| Uwe Wirth: Zwischen Zeichen und Hypothese: für eine abduktive Wende in der Sprachphilosophie | 133 |
| Dinda L. Gorlée: Der abduktive Ansatz in Übersetzungspraxis und Übersetzungsforschung | 158 |
| Jørgen Dines Johansen: Hypothese, Rekonstruktion und existentielle Analogie. Hermeneutik und semiotische Literaturinterpretation | 181 |
| Augusto Ponzio: Semiotik zwischen Peirce und Bachtin | 211 |
| Massimo A. Bonfantini: Die Abduktion in Geschichte und Gesellschaft | 235 |
| Jan C. A. van der Lubbe: Semiotische Aspekte künstlicher Intelligenz | 248 |
| Breno Serson: Semiotik und Kognitionswissenschaft | 272 |

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation
ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1479
Erste Auflage 2000

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Typosatz Jürgen Ullrich, Nördlingen

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Uwe Wirth
Zwischen Zeichen und Hypothese: für eine
abduktive Wende in der Sprachphilosophie

Glaubt man Schleiermacher, so ist es längst ausgemacht, daß sich »das Mißverstehen von selbst ergibt«, während »das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden« (Schleiermacher 1990, S. 92 f.). Dementsprechend lautet die Ausgangsfrage der Sprachphilosophie: Was müssen wir wissen und was müssen wir können, um eine Äußerung angemessen zu verstehen? Ich möchte im folgenden der Frage nachgehen, welche Rolle die Peircesche Auffassung vom Interpretieren als Interpretieren sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen – in Form argumentierender Schlußfolgern – für die Sprachphilosophie spielen kann. Dabei wird es zum einen darum gehen, darzulegen, inwiefern die Sprachphilosophie beim Interpretieren nichtsprachlicher Äußerungen einen semiotischen »blinden Fleck« hat. Zum anderen soll gezeigt werden, daß das Abduktionskonzept eine »Scharnierfunktion« zwischen semiotischem Pragmatismus und Sprachphilosophie übernimmt und dadurch in höchstem Maße für die Klärung der Ausgangsfrage der Sprachphilosophie relevant ist. Was müssen wir wissen und können, um eine Äußerung angemessen zu verstehen? Eine naheliegende Antwort sowohl der Sprachphilosophie als auch der Semiotik lautet: Um eine Äußerung zu verstehen, müssen wir ein Set von notwendigen Regeln, Kodes und Konventionen kennen und diese im jeweiligen Kontext richtig anwenden können. Nach Roman Jakobson hat die Semiotik daher die Aufgabe, »den Kode zu bestimmen, der dem Sender und dem Empfänger gemeinsam ist« (Jakobson 1974, S. 162). Hierbei muß man, wie Jakobson schreibt, sowohl »die gemeinsamen Züge« als auch die Unterschiede bestimmen, »die sich bei den Verschlüsselungsoperationen des Senders und der Kompetenz des Empfängers bei der Entkodierung zeigen« (ebd.). Im Falle eines »optimalen Informationsaustauschs« haben Sprecher und Hörer »mehr oder minder denselben Karteischränk mit vorangefertigten Vorstellungen« (Jakobson 1960, S. 51).

Gerade mit Blick auf das Verhältnis des »gemeinsamen Kodes«

zur subjektiven Kompetenz des Interpreten und zum situativen Kontext der Interpretation zeigt sich, daß das Verstehen von Äußerungen nicht auf das Dekodieren von sprachlichen Zeichensystemen reduzierbar ist. Denn wie ließen sich sonst kreative Metaphern, ironische Anspielungen, aber auch einfache Fehlanwendungen als solche verstehen? All dies sind Hinweise dafür, daß das Modell vom Verstehen als Dekodieren in ein Modell vom Verstehen als Inferenzprozeß integriert werden sollte. Insofern kann man Eco recht geben, wenn er in *Semiotik und Philosophie der Sprache* die Auffassung vertritt, daß inferentielle Prozesse »die Grundlage aller semiotischen Phänomene« bilden (Eco 1985, S. 21). Aber kann man ihm auch soweit folgen, zu behaupten: »Die Logik der Interpretation ist die Peircische Logik der »Abduktion«? (Eco 1987, S. 45).

Ich werde im folgenden argumentieren, daß das »Kodemodell des Verstehens« auf eine deduktive Ableitung vom Allgemeinen (der Konvention, dem Kode) zum Besonderen (dem spezifischen Kontext, der individuellen Intention) hinausläuft, während das »Inferenzmodell des Verstehens« einen Schritt früher ansetzt, nämlich beim abduktiven Aufstellen plausibler Hypothesen über die Art und Weise, wie Kontextfaktoren, Kodes und Konventionen zur jeweils vorliegenden Äußerung geführt haben könnten. Ich möchte also für einen »abductive turn«¹ der Sprachphilosophie plädieren, da sich diese ohnehin vom starren konventionellen Kodemodell der frühen Searleschen Sprechakttheorie hin zu den mehr oder minder elaborierten Inferenzmodellen von Grice, Sperber und Wilson sowie dem Konzept der »Radikalen Interpretation« bei Davidson entwickelt hat.

Zwei Modelle des Verstehens

Ebenso wie Austin beschreibt Searle den Verstehensprozeß als Vollzug von »conventional procedures« (vgl. Austin 1979, S. 37). Die Bedeutung des Sprechaktes läßt sich aus dem wechselseitig vorausgesetzten Wissen um den Verpflichtungscharakter des Sprechens und bestimmten »essentiellen Gelingensbedingungen« ab-

¹ Diese Formulierung entstand im Rahmen meiner Untersuchung der Peircerezeption durch Chomsky in: Wirth 1993. Eine ausführliche Bibliographie zum Stichwort »Abduktion« findet sich in: Wirth 1995.

leiten, deren wichtigste die »Aufrichtigkeit« ist, welche die Kongruenz zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten garantiert. Verstehen, was eine Äußerung bedeutet, heißt wissen, ob die für den jeweiligen Sprechakt erforderlichen Gelingensbedingungen angemessen erfüllt sind und welchen »illokutionären Effekt« der Sprechakt hat. Standard-Beispiele sind: ein Versprechen geben, eine Wette abschließen, heiraten, taufen oder den Krieg erklären. Auch Peirce kennt den konventionellen Charakter des Sprechaktes: »Einen Eid leisten, ist (...) nicht bloß etwas sagen, sondern etwas tun. Das Gesetz nennt es, glaube ich, einen »Akt« (CP 5.546). Die Pointe einer Konvention liegt, genau wie bei Austin und Searle, in der Festlegung auf bestimmte Konsequenzen wie in der Verantwortung, für das Eintreffen dieser Konsequenzen zu sorgen. Jeder Dialog enthält deshalb »an element of assuming responsibility, of »taking the consequences« (CP 5.546). Entscheidend ist dabei, ob man dem Verpflichtungscharakter von Äußerungen eine konstitutive Rolle für die Verstehensfrage beimißt oder ob man ihn als einen von mehreren möglichen Modi des Kommunizierens ansieht. Searle geht davon aus, daß Sprecher und Interpret bei jedem Sprechakt immer schon »wechselseitig gewußte« Konventionen voraussetzen müssen. Der Sprecher will einen illokutionären Effekt hervorrufen, indem er »den Hörer seine Absicht, diesen Effekt hervorzurufen, erkennen läßt, und diese Erkenntnis will er im Hörer dank dessen Kenntnis der Regeln erreichen, denen die Äußerung des Satzes unterliegt« (Searle 1982, S. 51). Damit ist der Spielraum der individuellen Intentionen des Sprechers auf die Bandbreite der durch die Sprechakte vorgesehenen illokutionären Rollen beschränkt. Die Äußerungsbedeutung kann quasi-automatisch *abgeleitet* werden, sobald der Kontext als »normaler« und typischer Kontext für einen gelingenden Sprechakt identifiziert wurde. Dagegen kann die kontingente Spezifik der Äußerungsqualität und des Kontextes nur eine nachgeordnete Rolle spielen.

Die brisante sprachphilosophische Frage, die sich hieran anschließt und die u. a. von Grice, Davidson sowie Sperber und Wilson aufgeworfen wurde, ist, ob aus der Untersuchung der »conventional procedures« von Sprechakten tatsächlich die *notwendigen und hinreichenden* Bedingungen für das angemessene Verstehen einer Äußerung abgeleitet werden können. Deshalb impliziert der Gricesche Ansatz – im Gegensatz zu Searles kon-

ventionalistischem Kodemodell – ein intentionales Inferenzmodell, bei dem die Absicht des Sprechers durch den Hörer im jeweiligen Kontext *erschlossen* werden muß. Es gibt keine starr präfigurierte, konventionale Typologie der kommunikativen Verwendungsweisen, sondern der Interpret ist vielmehr auf die Deutung jener perlokutionären Effekte angewiesen, die die Äußerung in ihm auslöst. Zwar nimmt er an, daß diese intentional gesetzt sind, doch kann er nicht immer mit Bestimmtheit sagen, ob diese vom Sprecher beabsichtigt waren. Diese Vagheit des Kommunizierens macht zugleich die Schwäche und die Stärke der Griceschen Bedeutungskonzeption aus. Und eben hierin liegt das Problem jeder Sprachphilosophie, nämlich mit den »Grenzphänomenen des Verstehens« wie Anspielung, Ironie oder Metapher *innerhalb* ihres jeweils vertretenen Ansatzes fertig werden zu können. In diesem Fall treten die konventionale Satzbedeutung und das, was der Sprecher mit seiner Äußerung meint, auseinander – etwa wenn es regnet und man mit leicht säuerlichem Tonfall sagt: »Schönes Wetter heute.« Hierdurch treten auf seiten dessen, der sich um angemessenes Verstehen bemüht, Zustände interpretativer Unterbestimmtheit ein, die durch das Sprechaktmodell nicht mehr hinreichend erklärt werden können. Deshalb mußte schließlich auch Searle eine Theorie der »Indirekten Sprechakte« entwickeln, die Verstehensleistung zumindest partiell auf inferentielle Prozesse zurückführt – etwa wenn man mit dem scheinbaren Behauptungssatz »Schönes Wetter heute« dem anderen den Rat gibt, heute keinen Regenschirm mitzunehmen, d. h. einen direktiven Sprechakt vollzieht. Searle nähert sich damit der Griceschen Position an, denn angemessenes Verstehen setzt nicht nur die Kenntnis von Konventionen voraus, »über die Sprecher und Hörer gemeinsam verfügen«, sondern auch »die Fähigkeit des Hörers, Schlüsse zu ziehen« (ebd., S. 53). Weder Grice noch Searle gehen jedoch weiter auf die Frage ein, welche Form diese Schlußfolgerungsprozesse haben könnten.

Ich möchte behaupten, daß die »Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen«, in der »abduktiven Kompetenz« des Interpretieren gründet, zwischen Intention, Konvention und Kontext »angemessen« zu vermitteln. Dergestalt wird die abduktive Kompetenz zum zentralen Moment der »kommunikativen Kompetenz«, indem sie interpretativ jede Äußerung in eine diskursive Begründungsstruktur integriert. Eben hier bietet sich eine Anschlußmöglichkeit zum semiotischen Prag-

matismus, denn auch Peirce vertritt ein »Inferenzmodell der Interpretation«, das er sowohl auf die Prozesse der Wahrnehmung, der wissenschaftlichen Erkenntnis, als auch auf Prozesse kommunikativen Verstehens anwendet.

Die Rolle der Abduktion im Interpretationsprozeß

Folgt man Peirce, so ist alles Denken eine kontinuierliche Interpretation von Zeichen, die zugleich Bestandteil eines Arguments sind – Interpretieren bedeutet Schlußfolgern. Schlußfolgern vollzieht sich im Zusammenspiel abduktiver, deduktiver und induktiver Argumentation (CP 3.516). Der Verstand ist selbst ein Zeichen, »das sich entsprechend den Gesetzen des Schlußfolgerns entwickelt« (CP 5.313). Alles Denken führt zur Bildung von Überzeugungen und Gewohnheiten, indem es einen Erfahrungs- und Erwartungshorizont etabliert. Werden diese Erwartungen enttäuscht, müssen die Denkgewohnheiten modifiziert werden. Dieser Modifikationsprozeß wird durch abduktives Schlußfolgern, nämlich durch das Aufstellen von Hypothesen, geleistet. Eben deshalb nimmt die Abduktion als »Prozeß, eine erklärende Hypothese zu bilden« (CP 5.171), im Peirceschen Pragmatismus eine zentrale Rolle ein. Ja, Peirce behauptet sogar: »Alle Ideen der Wissenschaft gelangen auf dem Wege der Abduktion zu ihr. Abduktion besteht im Studium der Tatsachen und dem Erfinden einer Theorie, um diese zu erklären« (CP 5.145). So kommt er zu dem Schluß, »daß, wenn wir die Dinge überhaupt je verstehen sollen, wir sie auf diese Weise verstehen müssen« (CP 5.145). Der abduktive Prozeß des Aufstellens einer Hypothese umfaßt alle bewußten Schritte der prozeduralen »Adoption« einer Hypothese, ebenso wie die vorbereitete, assoziative »Affektion« und »Suggestion« durch jene »rätselhaften Tatsachen«, welche die Hypothese erklären soll (vgl. CP 7.202). Jede Untersuchung und jede Interpretation entspringt der Beobachtung eines »überraschenden Phänomens«, welches in die Erwartungshaltung des Interpretieren »einbricht« (CP 6.469). Dieses überraschende Einbrechen einer erklärungsbedürftigen Tatsache bzw. einer zunächst unverständlichen Äußerung in den Erwartungs- und Erfahrungshorizont wirkt konstitutiv auf die innere Form des abduktiven Folgers:

»Die überraschende Tatsache C wird beobachtet; aber wenn A wahr wäre, würde C eine Selbstverständlichkeit sein; folglich besteht Grund zu vermuten, daß A wahr ist« (CP 5.189).

Die Form abduktiven Schließens ist die eines »umgedrehten« bzw. »verkehrten« *modus ponens*. Beim quasi-deduktiven *modus ponens* wird die Regel »Wenn A, dann C« vorausgesetzt und vom eingetretenen Fall, »daß A« auf die Konklusion »daher C« geschlossen. Der *modus ponens* stellt sich mithin als Schluß von einer vorausgesetzten, konditionalen Regel und einer Tatsache, die als Nachsatz in der Regel vorkommt, dar. Die Abduktion dagegen ist, vom logischen Standpunkt aus »reasoning from consequent to antecedent« (CP 6.469), also ein Rückschluß von der logischen Konsequenz C auf die noch unbekanntes Antezedenz-Prämisse A, welche den Status einer hypothetischen Erklärung oder einer provisorischen Theorie haben. Die Aufgabe der Abduktion qua »Retroduction« besteht also in der Konstruktion und Selektion eines plausiblen »virtual antecedence« (CP 2.759). Natürlich ist diese Idee einer den logischen Regeln der materialen Implikation widersprechenden »Retroduction« hochproblematisch. Der Mangel an logischer Sicherheit wird durch »pragmatische Strategien« ausgeglichen, nämlich daß sich der Folgernde bezüglich des propositionalen Gehalts der Hypothese an Kriterien der Evidenz, der Wahrscheinlichkeit und der Plausibilität und bezüglich ihrer Prüfbarkeit an Kriterien der Effektivität hält. Die »formale Unangemessenheit« des abduktiven Schließens wird so durch pragmatische Vorsichts- und Klugheitsregeln gemildert.

Das eigentliche Problem der Peirceschen »Definition« der Abduktion besteht in der Frage, wie man von der überraschenden Tatsache C zu der hypothetischen Theorie A (bzw. $A \rightarrow C$) kommt. Hier ist einmal auf die oben erwähnte assoziative »Affektion« und »Suggestion« zu verweisen. Zum anderen scheint es jedoch unerlässlich, eine vorgängige »Background-Theorie« B einzuführen, vor deren Hintergrund die Tatsache C überhaupt erst überraschend wirkt, weil sie die durch B implizierten Erwartungen enttäuscht. Dieser Eindruck der Inkohärenz stellt das Problem dar, das durch die »abduktive Theorie« $A \rightarrow C$ gelöst werden soll. Die Hypothese A modifiziert die Background-Theorie B dergestalt, daß C nicht mehr als »überraschende Inkohärenz« erscheint. Die Plausibilität der Hypothese hängt davon ab, daß sie einen Schlüssel zur Lösung des Problems liefert: Die Erklärung einer beobachteten »Anoma-

lie« muß sich so in eine hypothetische Theorie integrieren lassen, daß sie »ohne Gewalt« – Peirce verwendet den Ausdruck »smooth fitting« – paßt (CP 6.469). Die Abduktion ist also eine »entschlüsselnde« Interpretationsbewegung, deren Rechtfertigung darin besteht, daß die nachfolgende Deduktion »aus ihrer Vermutung eine Voraussage machen kann, die mit Hilfe der Induktion getestet werden kann« (CP 5.171).

Die Abduktion nimmt als erster Schritt des Schlußfolgerungsprozesses eine doppelte Übersetzung vor: Sie schließt von einer erlebten zeitlichen Relation simultan auf eine logische Relation innerhalb der Denkwelt und auf eine hypothetische kausale Relation innerhalb der äußeren Erfahrungswelt. Der Schlußfolgernde projiziert also eine logische Form auf die zeitlich aufeinanderfolgenden Elemente seiner inneren Erfahrungswelt und auf die kausal bestimmten Momente der äußeren Erfahrungswelt. Abduktives Folgern muß in diesem Sinne immer in einen größeren Argumentationszusammenhang eingebettet sein. Dabei kommt es nicht nur auf die Plausibilität der Hypothese, sondern auch auf die Effektivität des Prozesses des Hypothesenaufstellens an. Diese abduktive »Economy of Research« zielt darauf ab, den Erklärungsgewinn einer Hypothese mit dem Aufwand ihrer Prüfbarkeit in ein »optimales Verhältnis« zu bringen.

Der blinde Fleck oder: Die Relevanz der Semiotik für die Sprachphilosophie

An dieser Stelle möchte ich zu der Frage zurückkehren, welche Relevanz das Abduktionskonzept für die sprachphilosophische Darstellung von Verstehensprozessen hat. Nach Apel gehört es zur epochalen Leistung des semiotischen Pragmatismus, die Idee des »Verstehens« nicht mehr als Konkurrenz-Methode zur kausal-analytischen »Erklärung« von Warum-Fragen aufzufassen. Statt dessen erscheinen beide, gegründet im abduktiven Vermögen zum synthetischen Schließen, als »kognitive Komplementärphänomene« (Apel 1976, S. 201). Hierin liegt die Pointe des von Apel konstatierten »pragmatic-hermeneutic turn« der Erkenntnistheorie zu einer »kritischen Hermeneutik«. Die Prozesse des Erklärens und Verstehens sind auf die gleiche Struktur zurückzuführen, nämlich die der rationalen Begründung. Hieraus möchte ich eine

Konsequenz ziehen, welche gleichsam mit Apel über Apel hinausreicht. Wenn die These von Peirce stimmt, daß sich alles Interpretieren in Form schlußfolgernden Argumentierens vollzieht, muß die – mit Apel und Habermas zu sprechen – »kommunikative Kompetenz«, die Gründe des anderen nachzuvollziehen, auf ein wechselseitig vorausgesetztes abduktives Vermögen zurückzuführen sein. Vor dem Horizont gemeinsamer Hintergrundannahmen lassen sich plausible Hypothesen über die Intentionen des anderen aufstellen – und zwar, indem man seine Äußerung als ein Zeichen interpretiert, das »propositional« bedeutet, aber auch aufgrund seiner semiotischen Äußerungsqualität und seiner Einbettung in einen unterkodierte(n) Kontext signifikant ist.

Im Gegensatz zu dieser Sicht besitzt für die Sprechakttheorie die Äußerungsqualität für das Verstehen der Äußerungsbedeutung keine Relevanz. Dies führt zu der – nicht zuletzt von Derrida in *Signatur Ereignis Kontext* kritisierten – Vernachlässigung des materialen Aspekts der Äußerung und ihrer spezifischen, nicht a priori typologisierten kontextuellen Effekte. Die Gelingensbedingungen der verschiedenen Sprechakte implizieren eine Typologie möglicher Sprecherintentionen und Verwendungskontexte, die zugleich Aufschluß über mögliche Äußerungsbedeutung geben. Für die Sprechakttheorie ist jede Äußerung das Token eines Sprechakttyps. Der Sprechakt gelingt, wenn das Token als korrekte Anwendung der sprechakttheoretisch vorformulierten Type identifiziert wurde.

Peirce bezeichnet diese kontextuellen Effekte eines Token, die über die Tatsache hinausgehen, daß es sich um individuelle »Anwendungsereignisse« eines Typs (»Replicas«) handelt, als »Tone«. Während das Wort »der« durchschnittlich zwanzigmal auf jeder Seite als Token des Worttyps »der« vorkommt, bezieht sich der »tonale Aspekt« darauf, ob das Token »der« durch eine qualitative Besonderheit (etwa Kursivierung oder Färbung) hervorgehoben wird. »Tone« haben laut Peirce »einen unbestimmten, bezeichnenden Charakter (»an indefinite significant character«), wie etwa der Ton einer Stimme, der weder als Type noch als Token bezeichnet werden kann« (CP 4.537). Dennoch hilft gerade der tonale Aspekt bei der Identifikation der Beziehung des Token zu seinem Kontext, was sowohl für die Identifikation des Tokens selbst relevant sein kann als auch für die Determination des Kontextes. Peirce gibt das Beispiel eines Straßenschreis (CP 2.265), der,

insofern sein Ton und sein Thema dazu dienen, eine individuelle Situation zu identifizieren, kein Symbol ist, sondern die Replika (das Token) eines »Indexikalischen Legisigns« (also eines Typs). Nehmen wir etwa den Straßenschrei »Ihr Leut, zwei Kilo Tomaade drei Mack, ihr Leut«, der aufgrund seines Duktus und seiner Dialektfärbung den »typischen Frankfurter« Gemüseverkäufer identifiziert. Die indexikalische Typologie der Tone-Token-Aspekte dieser Äußerung ist dabei anderer Art als der propositionale Gehalt der symbolischen Satztype, die ins Hochdeutsche übersetzt lautet »Zwei Kilo Tomaten kosten drei Mark«.

In diesem Sinne sind tonale Aspekte wie Tonfall, Dialektfärbung, Druckbild oder textuelle Organisation Teil einer ikonisch-indexikalischen Relation. Sie sind entweder unabsichtliche Symptome, die etwas zu erkennen geben, oder absichtliche Signale, die etwas zu verstehen geben wollen. So schreibt Peirce: »Unsere Äußerungen sind nur Annäherungen an das, was wir übermitteln wollen. Ein Ton oder eine Geste sind meist der bestimmteste Teil dessen, was gesagt wird« (meine Übersetzung CP 5.568). Die Relevanz des tonalen Aspekts von Sprechakten wird auch von Bachtin hervorgehoben, wenn er schreibt:

»Solche Sprachphänomene wie Befehle, Forderungen, Vorschriften, Verbote, Versprechen (Eide), Drohungen, Lob, Verweis, Mißbrauch, Flüche, Segnungen und so weiter enthalten einen sehr wichtigen Teil außerkontextueller Realität. Sie sind alle mit einer scharf ausgedrückten *Intonation* verbunden, die auch auf Worte übertragbar ist, die nicht direkt die formale Definition eines Befehls, einer Drohung etc. haben. Wichtig ist der *Ton*, der von phonetischen und semantischen Elementen des Wortes (und anderer Zeichen) ausgelöst wird« (Bachtin 1992, S. 164; meine Übersetzung).

Aus der Token-Tone-Relation kann mit Hilfe abduktiver Inferenzen Information erschlossen werden, die weder aus dem propositionalen Gehalt noch aus der illokutionären Rolle der Äußerung ableitbar ist – in unserem Beispiel, daß die Äußerung »Ihr Leut...« in Frankfurt gemacht wird. Daß es bei diesen Rekonstruktionen immer wieder zu komischen Fehldeutungen kommt, belegt das Peircesche Beispiel eines Franzosen, der von klein auf gelernt hat, daß Amerikaner in jedem zweiten Satz das Wort »goddam« einfügen. Dies schien ihm »typisch englisch« zu sein. Als er nach Amerika fuhr, wollte er sich soweit wie möglich dem amerikanischen Stil anpassen. Er grüßte jeden mit »How do you do, god-

dam?« Der Franzose glaubte, daß dies der »typisch amerikanische Stil« sei (CP 1.134).

Anhand von Searles berühmtem Beispiel vom »German Officer« (vgl. Searle 1991) läßt sich zeigen, daß die sprechakttheoretische Behandlung der Frage nach der Äußerungsbedeutung den indexikalisch-tonalen Aspekt vernachlässigt. Dieser unberücksichtigte »semiotische Aspekt« problematisiert das Verhältnis der Äußerungsqualität zur Sprecherintention und der konventionellen Satzbedeutung. Ein Amerikaner wird während des Zweiten Weltkrieges von Italienern gefangengenommen und versucht, sich als Deutscher auszugeben, indem er den einzigen Satz aufsagt, den er auf deutsch kann, nämlich eine Gedichtzeile, an die er sich noch aus der Schule erinnert: »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?« Eigentlich würde er gern sagen, daß er ein deutscher Offizier ist und deswegen nicht gefangengenommen werden kann (ebd., S. 258). Allerdings fehlt es ihm an sprachlicher Kompetenz: Er kann weder Deutsch noch Italienisch.

Searles Beispiel zielt darauf ab, die Inkonsistenz des Griceschen Bedeutungsmodells zu belegen, wonach ein Sprecher einem Hörer seine Intention »ostentativ« zu verstehen gibt und dadurch die Äußerungsbedeutung konstituiert. Searle fragt daher, ob sich die Äußerungsbedeutung der Zeile ändert, da der Amerikaner die Zeile ja mit der Intention äußert, für einen Deutschen gehalten zu werden. Hätte die Gedichtzeile aber nun die Äußerungsbedeutung »Ich bin ein deutscher Offizier«, käme das Gricesche Bedeutungskonzept ins Wanken, da dieses darauf beruht, daß der Sprecher seine Intention ostentativ zu verstehen gibt. In diesem Fall möchte der Amerikaner aber gerade nicht, daß der Italiener seine Intention erkennt, die darauf abzielt, den Italiener »glauben zu machen«, er, der Amerikaner, sei ein deutscher Offizier. Searle hinterfragt mit diesem Beispiel allein die Intentionalitätsstruktur hinter dem Äußerungsakt des Satzes »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?«. Dabei läßt er unberücksichtigt, daß es eigentlich nur darum geht, irgend etwas *auf deutsch* zu sagen, also das »Deutschklingen« als Symptom für »Deutschsein« vorzutäuschen. Der Amerikaner vertraut darauf, daß der Italiener in der Lage ist, etwas als »typisch deutsch« zu erkennen. Die Typologie ist aber hier eine, die die Tonqualität der Äußerung betrifft bzw. die Vorurteilsstruktur der mit »deutsch« verbundenen Assoziationen und Konnotationen. Der Amerikaner kommuniziert also nicht konventionell, er

vollzieht mit seiner Äußerung auch keinen Sprechakt, sondern er verwendet die Äußerung »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen« als Symptom für »klingt deutsch«. Genausogut hätte er, wie Charlie Chaplin in »The Great Dictator«, die Laute und die Gestikulation »der Deutschen« imitieren können. Allerdings hat der Amerikaner ein semiotisches Problem, das Searle vornehmerweise ausgespart hat. Was für eine Uniform trägt er? Trägt er überhaupt eine? Nehmen wir an, der amerikanische Soldat ist mit einer amerikanischen Uniform bekleidet. Trüge er nämlich eine deutsche, warum sollte ihn der Italiener gefangen nehmen wollen? Doch in einer amerikanischen Uniform dürfte es einigermaßen schwerfallen, plausibel zu machen, daß man Deutscher ist. Folglich müßte der Amerikaner den Italiener nicht allein davon überzeugen, daß er Deutscher ist, sondern auch eine Erklärung finden, warum er in einer amerikanischen Uniform herumspaziert. Es bleibt keine andere Möglichkeit als anzunehmen, daß der amerikanische Soldat *keine* Uniform trägt. Demgemäß müssen wir uns das Searlesche Beispiel so vorstellen: Ein nackter amerikanischer Soldat versucht einen (angezogenen) italienischen Soldaten, der ihn gefangen nehmen will, davon zu überzeugen, daß er ein (nackter) deutscher Offizier ist, indem er in militärischem Ton aus einem Goethedicht die erste Zeile »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen« rezitiert.

So besehen läßt sich Searles Beispiel nicht nur als Argument gegen den Griceschen Intentionalismus lesen, sondern auch als Argument gegen Searles Sprechakttheorie selbst. Searle hat nämlich nicht nur hinsichtlich der Uniformfrage alle semiotischen Aspekte unbeachtet gelassen, sondern auch hinsichtlich der Frage nach der Relevanz der Äußerungsqualität. Es geht nicht darum, ob die Zeile »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen« eine Frage ist, deren semantische Bedeutung und illokutionäre Rolle man kennt, wenn man mit »Italien« antwortet, oder ob sie im gegebenen Kontext die Äußerungsbedeutung »ich bin ein deutscher Offizier« annehmen kann. Sondern es geht darum, zu fragen, unter welchen Bedingungen die Gedichtzeile aufgrund ihrer indexikalisch-tonalen Aspekte als Symptom dafür gehalten werden kann, daß ihr Sprecher ein Deutscher ist. Mit anderen Worten: Beim Verwenden dieser Gedichtzeile im Rahmen des oben genannten Täuschungsmanövers intendiert man, beim anderen den kontextuellen Effekt auszulösen, daß er die imitierte Äußerungsqualität

»klingt deutsch« als ein (nichtintentionales) Symptom für »er ist ein Deutscher« hält. Insofern es dabei um die Frage geht, wie man erfolgreich lügt, handelt es sich um ein ganz anderes Problem als das von Searle aufgeworfene, nämlich um ein genuin semiotisches – immerhin wird für Eco die Möglichkeit des Lügens zum Definiens des »semiotischen Feldes« (vgl. Eco 1978, S. 77).

Das komplementäre Phänomen des Lügens, bei dem man den anderen über die intentionalen Hintergründe des scheinbaren Symptoms täuschen will, ist die Ironie. Dabei ist der ironische Ton ein »performativer Widerspruch«, denn er »sagt« auf der Ebene der Performanz das Gegenteil des expliziten propositionalen Gehalts aus. So schreibt Freud, Ironie bestehe darin,

»das Gegenteil von dem, was man dem anderen mitzuteilen beabsichtigt, auszusagen, diesem aber den Widerspruch dadurch zu ersparen, daß man im Tonfall, in den begleitenden Gesten, in kleinen stilistischen Anzeichen – wenn es sich um schriftliche Darstellung handelt – zu verstehen gibt, man meine selbst das Gegenteil der Aussage« (Freud 1970, S. 163).

Entscheidend für das Verstehen einer ironischen Äußerung ist es, aus dem Kontext und der Qualität der Äußerung Hinweise auf die intentionale Einstellung des Sprechers in Form von Ironiesignalen zu entnehmen. Mit Blick auf die in *Logic and Conversation* entwickelte Gricesche Konzeption der »Konversationellen Implikaturen« könnte man sagen: Die Sprecher-Strategie realisiert sich im Fall der Ironie als Wechselspiel zwischen der konventionellen Satzbedeutung und der nicht-konventionellen, semiotischen Bedeutung der Äußerungsqualität. Dabei ergibt sich die Implikatur aus der Differenz zwischen dem propositionalen Gehalt der Äußerung und ihrer tonalen Qualität. Der »ironische Ton« löst bestimmte Assoziationen aus, die nicht zum propositionalen Gehalt der Äußerung passen wollen. Durch die offensichtliche Unwahrheit dessen, was ironisch gesagt wird, entsteht der Eindruck kontextueller Irrelevanz. In ihrer offensichtlichen Absichtlichkeit wird die Irrelevanz zum Bestandteil eines indexikalischen Hinweisaktes auf die propositionale Einstellung des Sprechers, nämlich zum »Implikatursignal« (Sperber, Wilson 1991a, S. 559). Der Sprecher gerät unter »Ironieverdacht«.²

2 Das Problem der unabsichtlichen Irrelevanz besteht darin, daß sie zum Symptom von Dummheit wird. Umgekehrt ist das »Sich-dumm-Stellen«, etwa in Form des absichtlich naiv gehaltenen Tonfalls, eine ironische Inszenierung von Dummheit.

Da Implikaturen und Ironiesignale über kein eigenes System verfügen, wie Warning betont (Warning 1976, S. 420), können sie nur kontextuell, in der Kommunikationssituation, erschlossen und nicht aus vorausgesetzten kodierten Konventionen abgeleitet werden. Die Identifikation einer ironischen Äußerung als »gewollter Störfaktor« setzt »entsprechende Hypothesen des Hörers über die im Gesagten involvierten Bezugssysteme des Sprechers voraus« (ebd.). Allerdings sind diese Hypothesen in hohem Maße dem Risiko des Scheiterns ausgesetzt: »Ironiesignale kommen häufig nicht an, und ebenso häufig wird als Ironiesignal vermeint, was keines war« (ebd.). Der Interpret muß also eine interpretative Hypothese aufstellen, derzufolge die Irrelevanz der Äußerung entweder als intentional gesetztes Ironiesignal gedeutet wird oder als ein nichtintentionales Versehen. Dies gilt nicht nur für die Ironie, sondern für jede Form der Anspielung.

»Die geniale Schauspielerin Gallmeyer soll einmal auf die unerwünschte Frage ›Wie alt?‹ im Gretchenton und mit verschämtem Augennieder-schlag‹ geantwortet haben: ›In Brünn.« (Freud 1970, Fn. S. 144).

Nach Freud besteht die Anspielung im »Ersetzen durch etwas im Denkbereich Verbundenes« (ebd., S. 73), nämlich jener Elemente, die absichtlich ausgelassen wurden: »Durch eine Reihe leicht sich einstellender Assoziationen und Schlüsse verfolgen wir den Weg von der Darstellung an nach rückwärts« (ebd., S. 72). Eben diese verschiebende Ablenkung des Gedankenganges ist auch das Strukturmuster der konversationellen Implikatur im Griceschen Sinne. Die offensichtliche Irrelevanz der gegebenen Antwort (»In Brünn«) auf die gestellte Frage (»Wie alt«) signalisiert, daß die Sprecherin diese Frage nicht beantworten möchte und deswegen eine andere Frage beantwortet, die »neben« der gestellten liegt. Darüber hinaus signalisiert die Implikatur aber auch den Vorwurf, daß man eine Dame nicht nach dem Alter fragt – allenfalls nach dem Geburtsort. Zu klären bleibt, wie der Interpret dies *abduktiv* herausfinden kann.³

Bei unterdeterminierten Kontexten muß der Interpret also ausgehend vom »Tonfall« entscheiden, welche intentionale Einstellung er dem Sprecher zutraut.

3 Eine Untersuchung des Zusammenhangs von Komik und Abduktion mit Blick auf die Freudsche Witzkonzeption findet sich in: Wirth 1999.

Implikatur und abduktive Kompetenz

Der Umstand, daß der Kommunikationsprozeß in vielerlei Hinsicht vage bleibt, zeigt, daß es sich bei der Frage nach der Rolle des abduktiven Rückschlusses auf die möglichen intentionalen Einstellungen um ein generelles sprachphilosophisches Problem handelt. Peirce stellt fest, daß der Prozeß der Kommunikation der ständigen interpretativen Determination bedürfe, denn »keine Kommunikation zwischen zwei Personen kann absolut bestimmt sein« (CP 5.506). Deshalb würden »ehrenwerte« Menschen, so Peirce, versuchen, die Bedeutung ihrer Äußerung zu determinieren und den »Spielraum der Interpretation« (»Latitude of interpretation«) zu minimieren. Wer verstanden werden will, muß klarmachen, »what is implied and what is not implied« (CP 5.447). Wer verstehen will, muß die vagen Bedeutungsmöglichkeiten und Implikationen abduktiv im Äußerungskontext fixieren. Dies läßt sich mit Blick auf das Gricesche Implikaturmodell zeigen.

Nach Grice ist die einzig notwendige Voraussetzung für das Zustandekommen von Kommunikation die Annahme, daß Sprecher und Interpret das »Kooperationsprinzip« befolgen. Dieses bezieht sich auf den wechselseitig vorausgesetzten Willen, sich »irgendwie« verständlich zu machen bzw. zu verstehen, was der andere mitzuteilen hat. Dabei orientieren sich Sprecher und Interpret an allgemeinen, stillschweigend akzeptierten »Konversationsmaximen« – Wahrhaftigkeit, Kohärenz, kontextuelle Relevanz, Verständlichkeit. Diese Maximen werden »normalerweise« befolgt, um den Kommunikationsprozeß zu optimieren. Eine konversationelle Implikatur weicht von diesen Maximen ab. Für den Interpretieren geht es darum, »die Gründe« des Sprechers für seine Abweichung von den Konversationsmaximen nachzuvollziehen. Grice schreibt:

»Es muß möglich sein, durch Überlegungen dahinterzukommen, daß eine konversationelle Implikatur vorliegt; denn auch wenn sie de facto intuitiv erfaßt werden kann, gilt sie (falls sie überhaupt vorliegt) nicht als konversationelle Implikatur, solange die Intuition nicht durch eine Argumentation ersetzt werden kann« (Grice 1979, S. 254 f.).

Die vage Intuition, daß eine Implikatur vorliegt, wird durch die gezielte Suche nach Spuren im Kontext der Äußerung in eine Argumentation überführt. Dieser erste Schritt der schlußfolgernden

Interpretation entspricht der Peirceschen Abduktion, gefaßt als Transformation von intuitiven Assoziationen in eine begründende Argumentation. Vergleicht man die oben angeführte Form des abduktiven Schlußfolgerns (CP 5.189) mit der Griceschen Darstellung der argumentativen Rekonstruktion der Intention des Sprechers, so stellt man eine erstaunliche Parallele fest. Das allgemeine Schema des Gedankengangs, mit dem man eine konversationelle Implikatur entschlüsselt, lautet nach Grice folgendermaßen:

»Er hat gesagt, daß p;
es gibt keinen Grund anzunehmen, daß er die Maximen oder zumindest das Kooperationsprinzip nicht beachtet;
er könnte sie nicht beachten, falls er nicht dächte, daß q;
er weiß (und weiß, daß ich weiß, daß er weiß), daß ich feststellen kann, daß die Annahme, daß er glaubt, daß q, nötig ist;
er hat nichts getan, um mich von der Annahme, daß q, abzuhalten;
er will – oder hat zumindest nichts dagegen –, daß ich denke, daß q;
und somit hat er impliziert, daß q« (Grice 1979, S. 255).

Angewendet auf die Peirceschen Definition der Abduktion (CP 5.189), bedeutet dies: Die Äußerung »p« erscheint unter den gegebenen kommunikativen Umständen als »merkwürdige Tatsache« C, und zwar aufgrund ihrer Inkohärenz und Irrelevanz bezüglich der Background-Theorie B, welche aus den Konversationsmaximen und dem Kooperationsprinzip besteht. Vorausgesetzt, das Kooperationsprinzip wird beachtet, läßt sich von der »merkwürdigen Äußerung« C und ihrem propositionalen Gehalt »p« auf ein »virtual antecedence«, nämlich eine implizierte Intention, zurückschließen. Das abduktiv zu Ermittelnde ist die intentionale Einstellung des Sprechers im Verbund mit der implizierten Proposition, nämlich eine hypothetische Erklärung A, die erläutert, warum es zu der »merkwürdigen Inkohärenz« C gekommen ist. Die interpretative Theorie $A \rightarrow C$ betrifft die Gründe des Sprechers, etwas indirekt zu verstehen zu geben, etwa zu sagen »Schönes Wetter heute« (»p«) und dabei zu meinen »So ein Mistwetter« (»q«). Doch wie kommt der Interpret von der Äußerung C zu der Theorie $A \rightarrow C$ und von dort zu der Hypothese, daß der Sprecher A gemeint hat? Die Proposition »p« (»Schönes Wetter heute«) ist offensichtlich falsch, weil der Interpret sieht, daß das Wetter nicht schön, sondern schlecht ist. Dieses Wahrnehmungsurteil ist ein Äquivalent der Proposition »q« (»So ein Mistwetter«).

Insofern er annehmen kann, daß auch der Sprecher über die wirkliche Wetterlage informiert ist, muß der Interpret eine plausible Erklärung dafür finden, daß der Sprecher ihm offensichtlich die Unwahrheit sagt, ohne ihn etwas Falsches glauben machen zu wollen. Die Merkwürdigkeit der Äußerung *C* entsteht durch den unnötigen Verstoß gegen die Konversationsmaximen *B*, der von dem leicht säuerlichen Tonfall der Äußerung begleitet wird. Um eine Implikatur als Abduktion darzustellen, muß man die folgenden fünf Schritte schlußfolgernden Interpretierens sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen nachvollziehen:

1. C: »p« – »Schönes Wetter heute« – wird in säuerlichem Ton geäußert.
2. B: Beide Gesprächsteilnehmer verfügen über eine Background-Theorie, wonach sie das Kooperationsprinzip befolgen, die Konversationsmaximen kennen und wahrnehmen können, daß »q« – draußen ist schlechtes Wetter – wahr und daß daher »p« falsch ist.
3. A: »q« – »So ein Mistwetter« könnte gemeint sein und durch das Äußern von »p« ausgedrückt werden, wenn es Gründe für »Ironieverdacht« gäbe.
4. C: »p« wurde in einem Ton geäußert, der den Ironieverdacht rechtfertigen könnte.
5. A → C: Wenn »q« durch das Äußern von »p« ausgedrückt werden soll, dann wurde »p« absichtlich in einem Ton geäußert, der den Ironieverdacht rechtfertigen könnte.

Die entscheidende Frage bei der Rekonstruktion der Äußerungsbedeutung einer konversationellen Implikatur ist, mittels welcher gedanklicher Operationen und Assoziationen man vom Gesagten »p« zum Gemeinten »q« gelangen kann. Natürlich spielen hier die oben erwähnten Hintergrundannahmen *B* eine Rolle. Doch es kommt noch etwas hinzu: Eine Anspielung funktioniert für den Interpreten oft nur dann, wenn er eine Beziehung zwischen der Äußerungsqualität der Satzbedeutung »p« und einer intentionalen Einstellung erkennen kann, die »q« suggerieren würde. Der Übergang erfolgt sozusagen durch die abduktive Transformation von Assoziationen in eine Argumentation. Die Abduktion ist teilweise durch »ikonische Suggestivkraft« motiviert: »... eine Abduktion präsentiert in ihrer Prämisse Tatsachen, die eine Ähn-

lichkeit zu der in der Konklusion behaupteten Tatsache darstellen« (SS 1, S. 393; vgl. CP 2.96). Die Suggestion ist die Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Elementen der Prämisse und Elementen der Konklusion. Dies gilt auch für den Fall negativer Ähnlichkeit, also wenn man sagt »p«, – »Schönes Wetter heute« – obwohl man sieht, daß das Wetter nicht schön ist.

Die abduktive Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Konklusion und »virtual antecedence« zeigt sich, freilich in etwas anderer Form, auch bei Freuds Beispiel. Wenn man auf die Frage, *wann* man geboren wurde, die überraschende Antwort gibt, *wo* man geboren wurde, so ist dies ein Verstoß gegen die Konversationsmaxime der Relevanz. Die Irritation des Irrelevanten und Inkohärenten ist Ausgangspunkt einer Abduktion, die von der Unangemessenheit der Antwort auf die Unangemessenheit der Frage zurückschließt. Die Idee, daß es unangemessen ist, eine Frau nach ihrem Alter zu fragen, kommt dem abduzierenden Interpreten, der die beiden Gesprächspartner belauscht, weil er weiß, daß andere Frauen in ähnlichen Situationen ähnlich reagiert haben. Die Unangemessenheit der replizierenden Äußerung, die nicht die Frage beantwortet, die gestellt wurde, steht insofern in einer ikonischen Relation zu der Unangemessenheit der Frage selbst. In jedem Fall hat die Abweichung vom »Prinzip der Relevanz«, das, glaubt man Sperber und Wilson, von jedem Gesprächsteilnehmer ausnahmslos und »automatisch« vorausgesetzt wird (vgl. Sperber, Wilson 1986, S. 544), indexikalischen Charakter: Entweder als absichtlich gegebenes Signal für eine Anspielung, also für eine konversationelle Implikatur, oder als unfreiwillig zutage tretende Irrelevanz, die zum Symptom für einen Mangel an kommunikativer und abduktiver Kompetenz wird.

Abduktion als interpretative Transformation

Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten gilt es zu fragen, wie ein sprachphilosophischer Ansatz aussehen könnte, der »Normalverstehen«, »Andersverstehen« und »Nichtverstehen« gleichermaßen berücksichtigt und darüber hinaus die Interpretation sprachlicher Äußerungen, sprachlicher Äußerungsqualität und nichtsprachlicher, kontextbezogener Wahrnehmungen in einem Modell integriert. In diese Richtung weist der von Davidson in *Eine hübsche*

Unordnung von Epitaphen entwickelte Ansatz, der eine sprachpragmatische Alternative zu Searles sprechakttheoretischem Konventionalismus und dem Griceschen Intentionalismus darstellt (ebd.). Konvention, Kontext und Intention spielen bei Davidson eine gleichberechtigte Rolle, denn für das Verstehen ist nicht der Rückgriff auf apriori geteilte sprachliche Konventionen entscheidend, sondern das wechselseitig vorauszusetzende Vermögen, hypothetische Theorien über die mögliche Intention des Gesprächspartners aufzustellen.

Für Davidson besteht der Prozeß der Interpretation in der Transformation einer Ausgangstheorie (»prior« bzw. »entering theory«) in eine Übergangstheorie (»passing theory«). Die Ausgangstheorie enthält das sprachliche und enzyklopädische Vorwissen des Interpreten, das bestimmt, »in welcher Weise er im voraus bereit ist, eine Äußerung des Sprechers zu interpretieren« (Davidson 1990, S. 219). Diese Theorie wird um die im situativen Kontext der Kommunikation zugänglichen signalhaften und symptomatischen Daten – das sprachliche und nichtsprachliche Verhalten des Sprechers, Kleidung, Geschlecht etc. – bereichert (ebd., S. 217). Hier zeigt sich die Relevanz semiotischer Aspekte. Einmal hinsichtlich der ikonischen und »tonalen Aspekte« der Äußerungsqualität, andererseits hinsichtlich der »kulturellen Kodes«, durch welche Kleidung, Geschlecht und nichtsprachliches Verhalten zu möglichen semiotischen Bedeutungseinheiten werden, die in der jeweiligen Ausgangstheorie der Kommunikationspartner vernetzt sind. Im Laufe eines Gesprächs muß der Interpret jedoch nicht selten seine Ausgangstheorie modifizieren, »er fügt Hypothesen über neue Namen ein, ändert die Interpretation altbekannter Prädikate und revidiert frühere Interpretationen spezifischer Äußerungen im Hinblick auf neue Belege« (ebd., S. 217). Seine »Übergangstheorie« ist das Resultat dieses Modifikationsprozesses und entspricht dabei der Weise, »in der er die Äußerung tatsächlich interpretiert« (ebd., S. 219). Im Lauf des Interpretationsprozesses nähern sich die Übergangstheorien von Sprecher und Hörer immer weiter an: »Die Asymptote der Übereinstimmung ist erreicht, sobald die Übergangstheorien zusammenfallen« (ebd., S. 220).

In dieser durch interpretative Bemühungen nachträglich erreichten Übereinstimmung können Wörter von ihrer gewöhnlichen Bedeutung abweichen und im Grunde »alles mögliche« bedeuten. Dies verdeutlicht Davidson anhand sogenannter »Malapropis-

men«, also kommunikativer Verwechslungen oder Fehlanwendungen, die zunächst überraschend oder sonderbar erscheinen, aber dennoch – nach entsprechendem interpretativem Aufwand – verstanden werden können. Für Davidson unterscheidet sich die Interpretation eines »Malapropismus«, einer Metapher oder eines Witzes nur graduell von der Interpretation alltäglicher Sprachtransaktionen. Das Äußern eines fremden, fehlerhaften, komischen Wortes oder Satzes wird nicht als »Abweichung von einer sprachlichen Norm«, sondern als Abweichung von einer interpretativen Erwartung begriffen. Der Hörer merkt, daß die »Standardinterpretation« vom Sprecher nicht intendiert werden konnte, da diese sinnlos ist. Der Interpret muß deshalb versuchen, dasjenige, was zunächst als »Unsinn« erschien, auf kohärente Weise in eine Übergangstheorie zu integrieren. Interpretieren heißt demzufolge Theoriebildung unter Verwendung aller verfügbaren Daten und allen verfügbaren Wissens, um in einer konkreten Verwendungssituation die Äußerungsbedeutung mit Bezug auf die »intentionale Einstellung« des Sprechers erschließen zu können. »Das Gemeinsame ist«, wie Davidson schreibt, »die Übergangstheorie: das im voraus Gegebene ist die Ausgangstheorie oder etwas, worauf diese ihrerseits basiert« (ebd., S. 224). Wichtig ist also nicht, daß die Ausgangstheorien übereinstimmen, sondern daß am Ende des Interpretationsprozesses die Übergangstheorien der Kommunikationspartner konvergieren.

Davidson zieht daraus die Konsequenz, daß dem Sprecher und Interpreten nichts Gelerntes und daher nicht *notwendigerweise* eine Sprache gemeinsam sein muß, »die von Regeln und Konventionen bestimmt ist, die dem Sprecher und Interpreten im voraus bekannt sind« (ebd., S. 224). Vielmehr müssen diese Regeln und Kodes oft erst *im Lauf des Interpretationsprozesses* erschlossen werden. Damit verweist er die Bedeutungstheorien von Searle und Grice in die Schranken, die das wechselseitige Kennen und Akzeptieren von Konventionen und Regeln als *notwendige* bzw. *konstitutive* Voraussetzung für das Verstehen von Äußerungen behaupten und die »kommunikative Kompetenz« im Sinne vorgängiger, symmetrischer Regelkenntnis und Regelakzeptanz deuten. Der Vertragscharakter der Kommunikation wird nicht im Sinne konventioneller Übereinkunft, sondern im Sinne wechselseitig geteilter Rationalitätsstandards und des »Prinzips der Nachsichtigkeit« begriffen (vgl. Davidson 1986, S. 209). Die von allen

Kommunikationsteilnehmern geforderte Kompetenz ist die der Theoriesuche, verstanden als Suche nach relevanten Hypothesen, die sich kohärent in das Netz der Überzeugungen integrieren lassen. Dabei gibt es jedoch, wie er schreibt, »keine Regeln dafür, wie man zu Übergangstheorien gelangt, jedenfalls keine Regeln im strengen Sinn, im Gegensatz zu ungefähren Maximen und methodologischen Gemeinplätzen«. Zugleich liegt in der Unterbestimmung der Begriffe »ungefähre Maxime« und »methodologische Gemeinplätze« eine Schwäche von Davidsons Interpretationsmodell.

Ich denke, man kann zeigen, daß Davidson auf das Konzept abduktiven Schlußfolgerns zurückgreifen muß, um zu erklären, wie man sich innerhalb des Verstehensprozesses die zum Verstehen hinreichenden Regeln und Codes erschließen kann. Wenn Sancho Pansa einen Malapropismus begeht und zu Don Quichote sagt: »Ich habe meine Frau schon dahin trepaniert, daß sie mich gern mit Euch ziehen läßt« und Don Quichote antwortet »Disponiert, mußt du sagen, Sancho, und nicht trepaniert« (Cervantes 1986, S. 62), so wird klar, daß Sancho die beiden Worte aufgrund eines Mangels an kommunikativer Kompetenz verwechselt hat, schließlich will er seiner Frau nicht den Schädel aufbohren (»trepanieren«), sondern sie darauf vorbereiten (»disponieren«), daß er sie verläßt. Bezogen auf die Peircesche Definition der Abduktion (vgl. CP 5.189) läßt sich der Transformationsprozeß von Don Quichotes Ausgangstheorie über die seltsame Äußerung Sancho Pansas (»Ich habe meine Frau schon dahin trepaniert ...«) in eine plausible Übergangstheorie (»Sancho meine »disponieren«) als abduktiver Prozeß beschreiben. Die überraschende Äußerung C (»Ich habe meine Frau schon dahin trepaniert ...«) ist erklärungsbedürftig, weil sie der Ausgangstheorie B widerspricht, nämlich der interpretativen Erwartungen Don Quichotes, was Sancho im gegebenen Kontext sagen und meinen könnte. Wegen der Inkohärenz und Irrelevanz von Sanchos Äußerung C vor dem Hintergrund der Ausgangstheorie B nimmt Don Quichote die Übergangstheorie A an, nämlich, daß Sancho einen Malapropismus beging, weswegen er den Ausdruck »trepaniert« an Stelle eines anderen Ausdrucks verwendet hat. Läßt sich mit Hilfe der Übergangstheorie A die Ausgangstheorie B so modifizieren, daß sich die überraschende Tatsache C kohärent und »ohne Gewalt« integrieren läßt, so spricht dies für die Plausibilität von A.

Wie bereits erwähnt, geht Peirce davon aus, daß in einem abduktiven Argument die Beziehung zwischen den Tatsachen, die in den Prämissen behauptet werden, und den Tatsachen, die in der Konklusion behauptet werden, eine ikonische ist (vgl. CP 2.96). Dies betrifft jedoch nicht nur den propositionalen Aspekt, bei dem sich in unserem Beispiel ja in erster Linie die semantische Differenz – d. h. eine ikonische Beziehung im negativen Sinne – zwischen »disponieren« und »trepanieren« herauskristallisiert. Dies betrifft auch die partielle lautlich-tonale bzw. graphematische Ähnlichkeit zwischen beiden Ausdrücken. So, wie tonale Ähnlichkeiten dazu dienen können, sich Ausdrücke leichter zu merken, so können dieselben Ähnlichkeiten auch Grund für Verwechslungen, also für Malapropismen sein. Der abduktive Transformationsprozeß beginnt bei der Suche nach jenen sprachlichen Elementen oder propositionalen Annahmen innerhalb der Ausgangstheorie, die geringfügig verändert werden müssen, um einen Sinn zu ergeben. Das Resultat dieser Konstellation, in der Ikonizität, kontextuelle Relevanz und interpretative Kohärenz zusammenspielen, ist ein abduktiver Rateversuch, also eine Konjektur, bei der ähnlich klingende oder aussehende Fremdworte (»trepanieren«, »disponieren«) bei gleichzeitig differenter Bedeutung »zusammengeworfen« werden. Die Leistung der Abduktion besteht darin, daß das assoziative Moment dieses Zusammenwerfens im Horizont deduktiver Begründbarkeit und induktiver Prüfbarkeit geschieht: d. h., die Abduktion leistet eine Transformation von Assoziationen in Argumentationen.

Diese Transformationsleistung betrifft nicht nur die Interpretation von sprachlichen Äußerungen, sondern auch von nichtsprachlichen Wahrnehmungsdaten und Eindrücken. Deshalb können sich auch hier »perzeptive Malapropismen« ereignen. Als Beispiel hierfür mag die folgende Anekdote dienen, die Davidson in seinem Aufsatz *Incoherence and Irrationality* erzählt:

»Es war ein warmer Tag, die Türen standen offen. Ich wohnte in einem von mehreren Reihenhäusern, in denen Universitätsangestellte untergebracht waren. Ich trat ein und war wenig erstaunt, die Frau meines Nachbarn anzutreffen: Sie und meine Frau besuchten sich oft. Ich war etwas irritiert, als sie mir, nachdem ich mich in einen Sessel gesetzt hatte, einen Drink anbot. Doch ich nahm dankbar an. Während sie in der Küche den Drink machte, bemerkte ich, daß die Möbel neu arrangiert waren, etwas, was meine Frau von Zeit zu Zeit tat. Dann bemerkte ich, daß das Mobiliar nicht

nur umgestellt, sondern zum großen Teil neu war – oder *mir* neu war. Ich kam zur Einsicht, als mir langsam bewußt wurde, daß das Zimmer, obwohl in Größe und Form identisch mit dem Zimmer, das ich kannte, ein Spiegelbild eben dieses Zimmers war. Die Stufen, ebenso wie der Kamin, hatten die Seiten getauscht, ebenso wie die Tür zur Küche: Ich war versehentlich in das Nachbarhaus gelaufen« (Davidson 1985, S. 347; meine Übersetzung).

Anstatt angesichts der Häufung von Sonderbarkeiten alternative und plausible Hypothesen zu erwägen, hat Davidson an seiner ursprünglichen Theorie »dies ist mein Haus« länger festgehalten als nötig. Davidson befand sich in einem Zustand »innerer Inkonsistenz« (Davidson 1985, S. 348), der seine eigenen Standards des Hypothesenaufstellens unterlief. Er hatte sich, wie er im nachhinein feststellt, nicht an jene Maximen gehalten, die dem »Schluß auf die beste Erklärung« zugrunde liegen (ebd.). Davidson bezieht sich hier explizit auf Gilbert Harmans Aufsatz *The Inference to the best Explanation* (1965), der diese Form pragmatischen Folgerns unter Berücksichtigung der Abduktion entwickelt. Mithin können wir Davidsons Beschreibung des Prozesses des Hypothesenaufstellens als »seine« Version der Abduktion auffassen – auch wenn Davidsons Beispiel nur die Gründe des Scheiterns seiner Abduktionen thematisiert, nämlich, daß er seinen eigenen Rationalitätsstandards zuwiderhandelte, als er an einer inkohärenten Hypothese festhielt, die sich nicht ökonomisch – »most easily and economically« (ebd., S. 349) – in seine Theorie integrieren ließ. Interessanterweise findet Davidsons Rationalitätsstandard des »ökonomischen Hypothesenselegierens« seine direkte Entsprechung in der Peirceschen »Economy of Research«, also jener Strategie, der es um die Effektivität des Abduzierens geht. Die leitende Überlegung der abduktiven Forschungsstrategie, so Peirce, ist die Frage der Ökonomie – »der Ökonomie des Geldes, der Zeit, des Denkens und der Energie« (CP 5,600). Dieses abduktive Ökonomieprinzip entspricht als pragmatisches Leitprinzip des effektiven Aufstellens plausibler Hypothesen jenen »ungefähren Maximen und methodologischen Gemeinplätzen«, die Davidson zufolge der Transformation von Ausgangstheorien zu Übergangstheorien zugrunde liegen.

Akzeptiert man Davidsons Ansicht, es gebe im strengen Sinn keine Regeln dafür, wie man zu Übergangstheorien gelangt, so kann man mit Bezug auf den Peirceschen Begriff des abduktiven Folgerns nun aber präzisieren, *welche* Maximen und methodologischen Gemeinplätze beim Interpretationsprozeß eine Rolle spie-

len. Es sind die ökonomischen Leitprinzipien des abduktiven Aufstellens plausibler Hypothesen, welche mit den Prinzipien Relevanz und Kohärenz interagieren. Die »kommunikative Kompetenz« besteht also nicht primär im *wechselseitigen Kennen und Akzeptieren* von Konventionen und Regeln ihrer richtigen Applikation im typischen Kontext, sondern im *Vermögen beider Kommunikationspartner zum abduktiven Aufstellen plausibler Hypothesen* vor dem Hintergrund einer gemeinsamen »Gewohnheit normalen Verstehens«.

Schluß

Zusammenfassend läßt sich, denke ich, zweierlei sagen:

1. Man kann feststellen, daß die Peircesche Semiotik in ausgezeichneter Weise in der Lage ist, den »blinden Fleck« der Sprachphilosophie kritisch zu thematisieren, nämlich die indexikalisch-tonalen Aspekte der Äußerung. Diese sind zwar für die angemessene Interpretation der Äußerung – etwa einer ironischen Bemerkung – äußerst relevant, fallen jedoch aus dem Konzept fast aller sprachphilosophischen Ansätze heraus. Das im Anschluß an Peirce zu entwickelnde Interpretationsmodell umfaßt gleichermaßen die Interpretation sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen sowie deren komplexe Interaktion im Rahmen des Kommunikationsprozesses. Damit wird die scharfe Trennung fraglich, welche die Sprachphilosophie zwischen sprachlichen und nichtsprachlichen Bedeutungsaspekten behauptet.

2. Es hat sich gezeigt, daß die Behauptung, die tonalen Aspekte einer Äußerung seien lediglich kontingente Kontextfaktoren und mithin für die philosophische Frage nach den Voraussetzungen angemessenen Verstehens irrelevant, durch den Bezug auf das Peircesche Abduktionskonzept nivelliert werden kann. An die Stelle einer apriorischen Hierarchie zwischen essentiellen und kontingenten Aspekten einer Äußerung tritt die Einsicht, daß zunächst einmal alle Quellen, die für das Verstehen einer Äußerung relevant sein könnten, in Betracht gezogen werden sollten. Die Frage nach den notwendigen Voraussetzungen des Verstehens erhält damit, wie sich mit Blick auf Davidsons Interpretationsmodell zeigen läßt, eine neue Wendung.

Davidsons provokante These, das Verstehen von Äußerungen

setze nicht notwendigerweise die gemeinsame Kenntnis von Regeln und Konventionen voraus – und in diesem Sinne keine gemeinsame Sprache –, erhält durch den Bezug auf die Peircesche Abduktion eine neue Wendung: Die *notwendige* Voraussetzung des Verstehens ist das gemeinsame Vermögen *beider* Kommunikationspartner zum Aufstellen plausibler Hypothesen. Insofern gründet die kommunikative Kompetenz auf einer *abduktiven Kompetenz*. Bei dieser Sicht des Interpretationsprozesses ist aber nicht mehr das wechselseitige Kennen des Codes die notwendige Voraussetzung des Verstehens, sondern die Fähigkeit, die Codes des anderen im Rahmen des Interpretationsprozesses abduktiv zu erschließen. Anstatt wie beim deduktiven Kodemodell des Verstehens Äußerungsbedeutungen aus allgemein vorausgesetzten Regeln abzuleiten, setzt das kommunikative Inferenzmodell einen Schritt früher an: Hier müssen die Äußerungsbedeutungen und die angewendeten diskursiven Regeln und Maximen erst *im Rahmen* des Interpretationsprozesses durch Abduktionen rekonstruiert werden. Gelingendes Verstehen ist das Resultat des effektiven Entwickelns plausibler Übergangstheorien über die Äußerungsbedeutung. Mißglücktes Verstehen läßt sich auf eine falsche Hypothese oder auf einen Fehler im abduktiven Prozeß des Hypothesenaufstellens zurückführen. Insofern ist die Frage nach den Gelingensbedingungen des Verstehens an die Untersuchung der Gelingensbedingungen abduktiven Schließens zurückgebunden. Dieser »abductive turn« impliziert einen äußerst bedeutsamen Perspektivwechsel, der die Ausgangsfrage der Sprachphilosophie transformiert. Zu fragen gilt es nun: Was müssen wir können und wissen, um die Bedeutung einer Äußerung abduktiv zu erschließen?

Literatur

- Apel, Karl-Otto, *Transformation der Philosophie*, Frankfurt a. M. 1976.
 Austin, J. L., *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1979.
 Bachtin, Michail, »Methodology for the Human Science«, in: *Speech Genres & other late Essays*, hg. v. Caryl Emerson u. Michael Holquist. University of Texas Press 1992, S. 159-172.
 Cervantes, Miguel de, *Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quichote*, Deutsch von Ludwig Tieck, Berlin 1986.

- Davidson, Donald, »Incoherence and Irrationality«, in: *Dialectica* 39 (1985), S. 345-354.
 Ders., »Der Begriff des Glaubens und die Grundlage der Bedeutung«, in: ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt a. M. 1986, S. 204-223.
 Ders., »Eine hübsche Unordnung von Epitaphen«, in: *Die Wahrheit der Interpretation. Beiträge zur Philosophie Donald Davidsons*, hg. v. E. Picardi u. J. Schulte, Frankfurt a. M. 1990, S. 203-227.
 Eco, Umberto, »Semiotics: A Discipline or an Interdisciplinary Method?«, in: *Sight, Sound and Sense*, hg. v. T. Sebeok, Bloomington 1978.
 Ders., *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985.
 Freud, Sigmund, »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten«, in: ders., *Studienausgabe, Band IV, Psychologische Schriften*, Frankfurt a. M. 1970.
 Grice, Paul, »Logik und Konversation«, in: *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, hg. v. G. Meggle, Frankfurt a. M. 1979, S. 243-265.
 Harman, Gilbert, »The Inference to the Best Explanation«, in: *The Philosophical Review* LXXIV (1965), S. 88-95.
 Jakobson, Roman, »Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störung«, in: *Grundlagen der Sprache*, hg. v. R. Jakobson u. M. Halle, Berlin 1960.
 Ders., »Die Sprache in ihrem Verhältnis zu anderen Kommunikationssystemen«, in: *Form und Sinn*, hg. v. E. Coseriu. München 1974, S. 162-175.
 Schleiermacher, Friedrich, *Hermeneutik und Kritik*, hg. von M. Frank. Frankfurt a. M. 1990.
 Searle, John, *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechaktheorie*, Frankfurt a. M. 1982.
 Ders., »What is a Speech Act?«, in: *Pragmatics. A Reader*, hg. v. Steven Davies, New York, Oxford 1991, S. 254-264.
 Sperber, Dan; Wilson, Deirde, *Relevance. Communication and Cognition*, Basil Blackwell 1986.
 Dies. (1991a), »Irony and the Use-Mention Distinction«, in: *Pragmatics. A Reader*, hg. v. Steven Davies, New York, Oxford 1991, S. 540-549.
 Dies. (1991b), »Loose Talk«, in: *Pragmatics. A Reader*, hg. v. Steven Davies, New York, Oxford 1991.
 Warning, Rainer, »Ironiesignale und ironische Solidarisierung«, in: *Das Komische*, hg. v. W. Preisendanz u. R. Warning, München 1976, S. 416-422.
 Wirth, Uwe, »Die Abduktive Wende der Linguistik«, in: *Kodikas/Code*, 16 (1993) S. 289-301.
 Ders., »Abduktion und ihre Anwendungen. Ein Forschungsbericht«, in: *Zeitschrift für Semiotik*, Bd. 17 (1995), S. 405-424.
 Ders., *Diskursive Dummheit. Abduktion und Komik als Grenzphänomene des Verstehens*, Heidelberg 1999.